

Jochen Schambeck
Malerei 2004 – heute

Rien ne vas plus! Mehr Farbe geht nicht! Hier prangt und prunkt die Farbe nachgerade, dass einem schier Sehen und Sehen vergeht, ein urwüchsig wildes Wuchern und Ranken, ein Zerfließen und Zerbersten, ein verführerisch lockender Schmelz, wie zuckrig cremige Sahnetorte und jählings erstarrtes Lichtgift in Einem. Da tritt selbst auf 1.000 Metern Höhe hier auf dem Feldberg der Winter schnell den Rückzug an, wenn sich die Arbeiten des in Karlsruhe lebenden Malers Jochen Schambeck ihre Bahn brechen, um ein synästhetisches Gesamterlebnis zu verschaffen des Augensinns, von Geruchs- und Geschmackssinn, die Bildtafeln unwillkürlich miteinander zu lärmern und tuscheln beginnen, und selbst den Tastsinn herauszufordern scheinen, die Haptik ihrer zerklüfteten Farbschluchten – so gar nicht handzahn – bis in ihr Innerstes auch nachfahren zu wollen.

Dabei titelt die Ausstellung doch noch ganz nüchtern Jochen Schambeck – Malerei 2004 bis heute. Damit ist jedoch nicht nur die Zeitspanne von annähernd 15 Jahren Malarbeit gemeint, wie sie in dem seit 2004 immer wieder überarbeiteten, schwerlastigen Relief (dem Titelbild der aktuellen Ausstellung) kulminiert, das unser Künstler kurzerhand – der zirkuszauberischen Großillusion einschlägig bekannter zersägter Jungfrauen gleich – in zwei Teile teilt, um dieselben im Schauraum der Galerie wieder völlig unversehrt zusammenzufügen. Vielmehr bietet die exemplarische Übersicht über eineinhalb Jahrzehnte Arbeit die Gelegenheit die Entwicklung der schambeck'schen Farbwerke zu verfolgen, die von der sedimentären, materialanlagernden Vermassung früherer Jahre zu leichteren, geradezu aufklarenden Formaten heute führt, die weite Partien der farblich unterschiedlich behandelten Malgründe und von Papieren sichtbar belässt, ohne dabei an der Raumentiefe zu verlieren, die ihre vorgängerischen Bildgeschwister fast plastischer Körper geprägt haben.

Indessen befasste sich Jochen Schambeck bereits zu Beginn des Millenniums mit gegenständlich katastrophischer Malerei. Unter dem Oberbegriff well-oiled – die Bedeutungsreichweite von gut geschmiert, gut getankt bis ziemlich betrunken – sind da nämlich havarierende Öltanker zu sehen, die im grellbunt amorphen Farbenmeer untergehen. Die Ambivalenz des zeitgenössischen Überflusses (Über-Fluss im Wortsinn) wird anschaulich, indem die allgegenwärtigen, vom Menschen

verursachten und sämtliche Lebensgrundlagen vernichtenden Umweltkatastrophen bei Schambeck statt etwa in einem braunschwarz schlierig klebrigen Malbrei vielmehr im Aplomb eines rauschhaften Feuerwerks wiedergegeben sind: Untergang mit Genuss, Genuss am Untergang.

Vor dem Hintergrund konventioneller Malereitraditionen der Kunstgeschichte mag man denn auch die Vorgehensweise unseres Künstlers selbst als eigentliche handwerklich-technische Katastrophen aufzufassen. Der 1964 Geborene, der an den Kunstakademien in Karlsruhe und Stuttgart (bei Horst Antes und Sotirios Michou) studiert hat, schert sich nicht um starr feststehende Sujets, die er – unter sorgfältiger Abwägung verschiedener Pinselbreiten und Arten (Schweineborsten, Marderhaare, Katzenszungen) – in langwierigen Arbeitsprozessen als feinsinnig überlegte Kompositionen auf die Leinwand setzt. Mit den Händen direkt greift / begreift er die Farbe, entnimmt sie – auch dies ein Überfluss – den voluminösen Eimern, trägt sie auf harte Platten und Papiere auf, deren Widerständigkeit es notwendig bei dieser Arbeitsweise bedarf; in rasender Aktion bewirft er sie aus einiger Entfernung mit Farbkumpen, verwischt die Spuren mit intuitiver Verve, kratzt, zeichnet und ritzt, und setzt noch allerhand Ateliermaterial (Farbdosen, Deckel, Folien, Schnüre, Müll) als integrale Bestandteile in seine Bildfindungen, die weniger Suchungen sind, ein.

Indem die Bild-Werke also dem Spiel von Zufall und Kalkül unterworfen sind (so mancher Wurf geht auch daneben!), entsteht der Eindruck, dass wir es eher mit einem organisch gewachsenen So Gewordenen denn einem bewussten So Gemachten zu tun hätten. Die Arbeiten von Jochen Schambeck sind demnach Malerei vor der Malerei und Malerei nach der Malerei gleichermaßen. Vor der Malerei, weil der Betrachter den unmittelbaren Zugriff des Künstlers (gezielte Arbeitsspuren, Oberflächenbehandlung etc.) nicht – oder allerhöchstens vage nur – nachvollziehen kann. Nach der Malerei, weil der Künstler noch selbst aufgetrocknete Farbreste aus Eimern und andere Abfallprodukte in skulpturale Malobjekte verwandelt, deren Beschaffenheit industriell-technisch bereits vorformuliert sind.

Versteht man also – wie beispielsweise in der Form des griechisch antiken Dramas – die Katastrophe (oder besser: Peripetie) als einen Glückswechsel mit gänzlich unerwarteten Folgen (Glück, Unglück, und zurück – Fall, Zufall, Unfall), mag man die Arbeiten von Jochen Schambeck gewissermaßen sogar als eine neue Art der heiligen Bilder ansehen. In der frühen christlichen Kunst galt ebenjene, nicht von

Menschenhand geschaffene Malerei als göttliche Offenbarung und wurde unter dem Namen Achiripiiton (neugr.) – in der kirchenslavischen Ikonenmalerei als nerukotvornij (nicht von Hand gemacht) – bekannt. Ob nun aber Vera Ikon oder nicht, die Arbeiten von Jochen Schambeck (mitnichten ein Lukas) bedürfen nicht erst auf wundersame Weise von Urfa nach Konstantinopel zu gelangen, von wo aus sie – bezeichnenderweise seinerzeit unmittelbar vor dem Bildersturm (noch eine Katastrophe!) – als selbständige Langstreckenschwimmer die Flucht nach Rom ergriffen hatten, um dort fortan jahrhundertlang bis zum heutigen Tag im Allerheiligsten des Laterans vor aller weltlichen Augen verborgen zu bleiben. Ihre (Schambecks) allgemein sichtbare segensreiche Wirkung entfalten diese Bilder vielmehr in aller Öffentlichkeit und tun dies gänzlich ungestüm.

Der von Jochen Schambeck vielgeliebte britische Schriftsteller J. G. Ballard (1930- 2009), der sich ebenfalls lustvoll in diversen Weltuntergangsszenarien und etwa der erotischen Anziehungskraft von Auto-Unfällen erging, beschrieb das blumenreich in seinem 1979 erschienenen phantastischen Roman Traum GmbH (dt.), die in ihrer üppigen Farbigkeit – ohne konkrete Farbennamen nennen zu müssen – einen bemerkenswerten literarischen Bogen zur Bild(er)welt Jochen Schambecks schlägt.

„Ich arbeitete schnell, erpicht darauf, die Stadt zu verwandeln, bevor die schlafenden Bewohner erwachten und den Tag entdeckten. Ich pflanzte Oleanderhaine vor der Bank und den Elektrogeschäften und umwand die Telefonleitungen mit blütentragenden Ranken, eine entzückende Ausschmückung morgendlicher Botschaften. Ihre lautenförmigen Blumen bildeten dekorative Lichterketten. [...] Als ich kurz nach sechs zur Parkgarage zurück kam, sah ich, dass ich die Stadt mit einer lebhaften äquatorialen Palette mit einer amazonischen Glasur bemalt hatte. Hunderte von Kokospalmen erhoben sich in den Gärten, und die zerfransten Sonnenschirme ihrer Blätter schwankten über den Schornsteinen. [...] Zwei Zeitungsjungen saßen auf ihren Fahrrädern unter dem Banyanbaum und starrten mit offenem Mund auf die strahlende Vegetation. [...] Blumen schossen aus den Lenkstangen ihrer Räder, Orchideen fädelten sich durch die Speichen, sie kurvten die leeren Straßen hinunter in einem Gestöber von Blütenblättern. [...] So befriedigt ich auch über diese Vorbereitungen für den Tag war, so wusste ich doch, dass dies nur ein Anfang war. Ich hatte den Urwald zurück gebracht, aber in diesen tropischen Ranken, hinter dem gespenstischen Gefieder der Vögel wartete eine härtere zukünftige Welt. Ich sah zu, wie die Hausfrauen in ihren Nachthemden Orchideensträuße aus den Briefkästen

holten, als der Postbote vorbei ging, und über diese Botschaften eines unbekanntes Liebhabers lächelten. Die ganze Stadt war mein Blumenkranz für ihre nachwarmen Körper.“

Solche und ähnliche Katastrophen könnten mehr sein!

Clemens Ottnad M.A., Kunsthistoriker
Geschäftsführer des Künstlerbundes Baden-Württemberg

(Rede zur Ausstellungseröffnung bei Galerie Angela Lenz am 23.04.2017)